

Zeitschrift: Vox Romanica
Band: 31 (1972)

Artikel: Bedeutung als Semstruktur? Anmerkungen zu einem Aufsatz von Gerold Hilty
Autor: Gauger, Hans-Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-25304>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bedeutung als Semstruktur ?

Anmerkungen zu einem Aufsatz von Gerold Hilty

Im vorangehenden Heft dieser Zeitschrift hat Gerold Hilty eine strukturelle Theorie des Semantemsignifikats entwickelt, welcher ich einige kritische Anmerkungen anfügen möchte. Mein Gesprächspartner, dem ich für die Gelegenheit danke, hier zu Wort zu kommen, wird es mir, hoffe ich, nachsehen, wenn ich im folgenden den Gegenstand meiner Anmerkungen gelegentlich ausweite und seine Theorie «paradigmatisch», gleichsam als einen Fall von struktureller Semantik behandle. Ich fasse Hiltys Darlegungen in den Punkten, die mich hier interessieren, kurz zusammen: die Leser, vor allem jedoch mein Gesprächspartner, können auf diese Weise prüfen, ob ich das Dargelegte zutreffend erfaßt habe.

Hilty setzt bei seinem Trapezmodell ein, auf dessen oberer, kürzerer Seite Signifikant und Signifikat, auf dessen unterer, längerer Seite Nomen und Nominandum erscheinen. Die Einheit von Signifikant und Signifikat bildet das Signum, das Zeichen auf der «Ebene» der Sprache («langue»); die Beziehung zwischen Nomen und Nominandum, die weniger «eng» ist als die zwischen Signifikant und Signifikat vollzieht sich auf der «Ebene» der Rede («parole», «discours»). Der Unterschied zwischen Sprache und Rede ist für Hilty der zwischen «Potentiellem» und «Effektivem»; Rede ist aktualisierte Sprache. Gegenstand seiner Darlegungen ist einmal die innere Struktur des Signifikats, zum anderen dasjenige, was mit dieser Struktur geschieht, wenn das Signum sich in der Rede aktualisiert. Zunächst jedoch grenzt er seine Darlegungen thematisch ein auf die Signifikate der sogenannten «Semanteme». «Semanteme» sind kleinste, also nicht weiter auflösbare Zeichenelemente («Moneme»), die – im Unterschied zu den sogenannten «Morphemen» – eine «Substanz» ausdrücken, einen vergleichsweise komplexen Inhalt haben und durch eine weniger feste Stellung im Satz gekennzeichnet sind (die Morpheme drücken eine «Relation» aus, sind «einfach und einheitlich» in ihrer Inhaltsstruktur, «fest und unverrückbar» in ihrer Stellung). Das Wort bestimmt Hilty als «ein selbständig aktualisierbares Monem oder eine nur als Ganzes aktualisierbare Monemverbindung». Darunter fallen auch die Ableitungen, während die Wortzusammensetzungen Verbindungen sind, die «willentlich nur als Ganzes aktualisiert werden», obschon ihre Konstituenten selbständig aktualisierbar *wären*. Unterschreitet man den Zeichencharakter des Semantems, so kommt man auf der Signifikantseite zunächst zu den Phonemen, dann zu den Phemen, den distinktiven phonischen Merkmalen; auf der Signifikatseite zunächst zu den Sememen, schließlich zu den Semen, also den «kleinsten unterscheidenden Zügen» im Inhaltlichen. Die Analyse

arbeitet die Seme durch die kombinierte Anwendung eines «paradigmatischen» und eines «syntagmatischen» Verfahrens heraus. Beim ersteren bleibt der Kontext fest, während die Semanteme kommutieren: *ich komme in einer Sekunde, Minute, Stunde* usw.; beim letzteren kommutieren gleichsam die Kontexte, während das Semantem bleibt: *ich gehe in einer Stunde; meine Stunde ist gekommen; des Jahres letzte Stunde* usw. Seme, die – per definitionem – keine Zeichen sind, aber doch, in der Analyse, mit einem Zeichen versehen werden müssen, bilden in einem bestimmten Semantemsignifikat eine Struktur: sie sind dort nicht einfach «angehäuft», sondern es bestehen feste Beziehungen zwischen den einzelnen Semen untereinander und zwischen jedem einzelnen Sem und dem Signifikat als Ganzem. Das Semantemsignifikat besteht aus einer – im Sinne des Genus/Species-Schemas gefügten – *Hierarchie von Semen*: die spezielleren (tieferen) Seme sind den allgemeineren (höheren) Semen untergeordnet. In diesem präzisen Sinn ist für Hilty die Bedeutung eine «Semstruktur». Die einzelnen Stränge der durch jenes Schema gegebenen Spezifizierung (die «Zweige» gleichsam des so entstehenden «arbor Porphyrii») sind «mögliche Reduktionen der gesamten Semstruktur». Die Sememe, also die – traditionell gesprochen – einzelnen Bedeutungen eines Worts (*Tag*, 1. vierundzwanzig Stunden, 2. der helle Teil dieser vierundzwanzig Stunden usw.), sind nichts anderes als die verschiedenen «Reduktionsmöglichkeiten» der komplexen Semstruktur eines Gesamtsignifikats. Die Seme sind für Hilty «außereinzelsprachlich», d.h. sie sind zwar nicht unabhängig von Sprache schlechthin, aber doch unabhängig von einer bestimmten einzelnen Sprache. Seme sind, wie Hilty abschließend definiert, «begrifflich faßbare außereinzelsprachliche Einheiten, deren Größe von ihrer innersprachlichen Funktion abhängt». Was geschieht nun bei der Aktualisierung der potentiellen Semstruktur in der Rede? Eine der durch die Hierarchie der Seme gegebene Reduktionsmöglichkeiten wird ergriffen: der aktualisierte Signifikant, das Nomen, wird auf ein bestimmtes Ding, das Nominandum, bezogen. Was auf der «Ebene» der Rede actualiter erscheint, sind Sememe, zu denen sich, kraft des Kontextes und der Situation, noch weitere Inhaltselemente hinzugesellen können: aus «Bedeutung» ist «Meinung» geworden. Nur «Meinungen», nicht Semstrukturen, sind denn auch Gegenstand der Übersetzung eines Texts von einer Sprache in eine andere; dadurch wird diese sehr erleichtert. Erschwert, oft unmöglich gemacht wird die Übersetzung der «Meinungen», aus welchen ein Text besteht, freilich durch deren verschiedene «Klangfarbe». Die «Klangfarbe» ist dadurch bedingt, daß die nicht-aktualisierten Teile einer Semstruktur in der Rede nicht einfach nicht da, sondern doch irgendwie, gleichsam im Hintergrund, mit anwesend sind und eine gewisse, «Obertönen vergleichbare» Wirkung haben. Eine «Meinung» setzt sich also zusammen aus Semem, Klangfarbe und kontextuell-situationell bedingten Inhaltselementen. Es bleibt anzumerken, daß Hilty darauf verzichtet, verschiedene Klassen von Semen, also etwa Seme und Klasseme, zu unterscheiden, und daß seine Seme sich nicht nur, mit Karl Bühler zu sprechen,

auf die Darstellungsfunktion, sondern auch auf Ausdrucks- und Appellfunktion des sprachlichen Zeichens beziehen können. Meine Anmerkungen zu dieser Theorie sind, locker aneinandergereiht, die folgenden.

1. Es scheint mir berechtigt, Hiltys Trapez aus dem Schatten desjenigen Hegers zu rücken, in den es geraten ist. Bei Hilty, der in sein Trapez die Unterscheidung zwischen *langue* und *parole* einbezieht, ist jedenfalls ohne weiteres ersichtlich, weshalb sein Modell gerade die Form des Trapezes hat. Auch hat sein Modell den Vorzug, einfacher zu sein. Nun ist freilich Einfachheit kein absoluter Vorzug; das sogenannte «Simplizitätskriterium» darf nicht (wie dies bei einigen generativ orientierten Linguisten geschieht) mechanisch, d. h. unabhängig von Richtigkeit und Unrichtigkeit, angewandt werden¹. Ein Modell ist *zu* einfach, wenn es einfacher ist als dasjenige, was es darzustellen sucht. Freud sagt einmal beiläufig, nach der Darlegung seiner Traumlehre: «Einfacher kann ich den Vorgang nicht darstellen, er ist nicht einfacher.²» Gerade darum geht es. Ein Modell sollte (um ein bekanntes Dictum zu variieren) so einfach wie möglich, so kompliziert wie nötig sein. Hegers Trapez scheint mir an Komplikation diejenige der intendierten Erscheinung zu übertreffen; Hiltys Trapez hingegen bleibt wohl hinter deren Komplikation zurück. Im übrigen sind beide Trapeze, trotz einiger Berührungspunkte, inkommensurabel; sie verfolgen verschiedene Zwecke. Warum ist Hiltys Trapez zu einfach?

2. Was Hilty «Nomen» nennt, ist der aktualisierte, d. h. in einem *parole*-Akt erscheinende individuelle Signifikant, im Unterschied zum potentiellen Zeichenschema der *langue*. Es geht hier um den (in der Semiotik und Logik wichtigen) Unterschied zwischen «sign» («symbol») und «token»; Reichenbach: «the class of similar tokens is called a *symbol*. Saying 'the same symbol occurs in different places' means 'tokens of the same symbol-class appear in different places'.³» Demgegenüber ist aber das als «Nominandum» Bezeichnete offensichtlich nicht das in der *parole* aktualisierte Signifikat: es ist das «Bezugsobjekt» des Sprechens selbst. Dieses gehört aber gar nicht zur *parole*, weil es gar nicht zur Sprache oder zum Sprechen gehört: es ist das außersprachlich Gemeinte (diese Kennzeichnung ist natürlich dann zu modifizieren, wenn das durchs Sprechen Intendierte seinerseits ein Sprachliches ist). Dasjenige, *wofür* das Sprachzeichen steht, ist kein Teil von diesem: es gehört ihm nur insofern zu, als – für das Bewußtsein der Sprechenden – das Zeichen auf es gerichtet ist. An der Stelle des Nominandum müßte also das aktualisierte Signifikat erscheinen: beide, der aktualisierte Signifikant und das aktualisierte Signifikat,

¹ Als Beispiel für solch simple Anwendung des Simplizitätskriteriums etwa C. ROHRER, *Funktionelle Sprachwissenschaft und transformationelle Grammatik*, München 1971, p. 60ss.

² S. FREUD, *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse und Neue Folge*, Bd. I (Studienausgabe), Frankfurt 1969, p. 462.

³ H. REICHENBACH, *Elements of symbolic logic*, New York 1947, p. 5; cf. W. KAMLAH, P. LORENZEN, *Logische Propädeutik*, Mannheim 1967, p. 57, 99.

gehören zur Rede. Das «Bezugsobjekt» braucht in dem Modell nicht zu erscheinen; auf jeden Fall müßte zwischen Signifikat und Nominandum das gerade für Hiltys Interesse zentrale aktualisierte Signifikat, die «Meinung», das «token» gewissermaßen des Signifikats, eingefügt werden.

3. Es liegt nahe, hinsichtlich dieses aktualisierten Signifikats an eine – von Hilty nicht aufgegriffene – Unterscheidung zu denken, die in der Logik, weithin auch in der linguistischen Semantik, eine gewichtige Rolle spielt: die zwischen «Bedeutung» und «Bezeichnung». Vor allem Eugenio Coseriu insistiert auf ihr; sie ist ihm zufolge «für die strukturelle Semantik, und für die funktionelle Sprachbetrachtung überhaupt, grundlegend»⁴. Es wird nun aber bei ihm, soweit ich sehe, nicht eigentlich deutlich, was der Terminus «Bezeichnung» meint. Er meint einmal offensichtlich das durch das aktualisierte Zeichen Bezeichnete, also etwas Außersprachliches⁵. Sodann meint er aber auch dasjenige, was beim bezeichnenden Bezug eines Zeichens auf ein bestimmtes Ding im Sprachlichen selbst geschieht. Dies wiederum läßt einerseits an etwas Akthafes denken, den Bezug auf ..., andererseits an etwas Substanzhaftes, eine semantische Größe, eben das aktualisierte Signifikat, das ich in Hiltys Trapez vermisste. Nimmt man «Bezeichnung» in diesem letzteren Sinn, so kommt man zu zwei Ebenen von sprachlichen Inhalten: eine gleichsam «rein» sprachliche (*langue*), auf die sich «Bedeutung» bezieht, und eine andere, welche die sich in der Verwendung manifestierende Kenntnis des Außersprachlichen vertritt: diese meint der Terminus «Bezeichnung»⁶. Was in der parole erscheint, sind durch Kontext und Bezeichnung determinierte Bedeutungen, die sogenannten «Redebedeutungen».

Wenn erstens die Unterscheidung zwischen «Bezeichnung» und «Bedeutung» einfach den Unterschied meint zwischen Signifikat und außersprachlichem Bezeichnetem, ist sie unmittelbar einleuchtend und sicherlich notwendig, wenngleich kein Geringerer als Bloomfield, durch seinen behavioristischen Ansatz verführt, eine solche Unterscheidung nicht machte⁷. Auch Hilty unterscheidet hier unmißverständlich. Coseriu beruft sich bei jener Unterscheidung auf die antike und mittelalterliche

⁴ E. COSERIU, *Bedeutung und Bezeichnung im Lichte der strukturellen Semantik*, in: *Sprachwissenschaft und Übersetzen, Commentationes Societatis Linguisticae Europaeae III*, München 1970, p. 105.

⁵ E. COSERIU: «Dieser Unterschied – vor allem als Unterschied zwischen sprachlichem Inhalt und gemeintem außersprachlichem Gegenstand – ist an sich schon alt ...» (*ibid.*); C. ROHRER (unter Berufung auf COSERIU): «Sowohl in der Logik als auch in der Sprachwissenschaft wird zwischen der Bedeutung eines Wortes und dem, was es bezeichnet, unterschieden» (*op. cit.*, p. 88).

⁶ H. GECKELER: «Wir wollen nun 'Bezeichnung' definieren als Beziehung von sprachlichen Zeichen im ganzen auf 'Objekte' der außersprachlichen Realität» (*Zur Wortfelddiskussion, Untersuchungen zur Gliederung des Wortfeldes «Alt-Jung-Neu» im heutigen Französisch*, München 1971, p. 81); E. COSERIU: «Im folgenden meint also 'Bezeichnung' nicht den Bezug auf das Außersprachliche als solchen, sondern eben diesen Beitrag der Kenntnis der Sachen zum Sprechen ...» (*op. cit.*, p. 3).

⁷ Die generative Semantik ist hierin, worauf gerade COSERIU verschiedentlich hingewiesen hat, ganz Bloomfieldsch geblieben; cf. die Hinweise bei C. ROHRER, *op. cit.*, p. 88 ss.

Sprachbetrachtung; dieser aber ist, soweit ich sehe, nur zu entnehmen, daß zwischen dem außersprachlichen Bezeichneten und der zum Wort selbst gehörenden Bedeutung zu unterscheiden sei. Dasselbe gilt für Husserls vielbemühtes Beispiel «der Sieger von Jena – der Besiegte von Waterloo» und für Freges nicht weniger oft bemühtes Beispiel «Abendstern–Morgenstern»; was hier vorliegt, ist dies: Identität des Bezeichneten, Diversität der virtuellen und aktualisierten Signifikate; dasselbe kann «vielfach», d. h. vermöge vielfacher Signifikate, bezeichnet werden. Es wird Verschiedenes gesagt, aber dasselbe gemeint. Wenn zweitens «Bezeichnung» nur eben den Akt des Beziehens auf ... meint, so ist zu bemerken, daß über diesen nichts ausgesagt werden kann; der Akt als solcher, der reine Bezug, ist gewissermaßen «leer». Er ist ja überhaupt nur ein durch die Sprachreflexion herausgelöstes «Abstraktum». Wenn jedoch drittens «Bezeichnung» dasjenige meint, was aus dem Signifikat der langue im Akt der parole wird, so thematisiert die Unterscheidung zwischen «Bedeutung» und «Bezeichnung» ohne Zweifel ein ebenso bedeutsames wie komplexes Problem.

Leider gerät aber die so verstandene Unterscheidung in den Sog der strukturalistischen Hypothese, oder vielmehr sie steht in diesem Sog von vorneherein: die Bedeutungen sind strukturiert, die Bezeichnungen sind nicht strukturiert. Sicherlich würde Coseriu zahlreiche Elemente in den Analysen Hiltys zurückweisen, weil sie sich nicht auf eigentlich Sprachliches im strukturellen Sinn beziehen, sondern auf bloße Sachkenntnis. Strukturierbar, so würde Coseriu vermutlich argumentieren, ist für die Analyse nur das Strukturierte, und zu diesem gehört die Sachkenntnis gerade nicht. Jene Unterscheidung, wie sie Coseriu und Geckeler vollziehen, führt ja zu einer außerordentlichen Reduktion des Strukturierbaren im Lexikon. Coseriu ist in diesem Punkt, wie auch sonst, realistisch: «... il peut être certain que le lexique est le domaine le moins structuré de la langue ...»⁸ Würde Hilty dies Urteil unterschreiben?

Bei Coseriu wird diese Unterscheidung, wie es scheint, zur Legitimierung oder Rettung der strukturalistischen Hypothese vollzogen. Ist aber dies nicht die klassische Figur der «petitio principii»? Was «Bedeutung» sei, im Unterschied zu «Bezeichnung», wird in der Tat nur *innerhalb* und unter Voraussetzung jener Hypothese definiert: «Bedeutung» ist das sich in einem Feld oppositiv, auf Grund semantisch distinktiver Merkmale Ergliedernde. Es müßte jedoch unabhängig von jener Hypothese gesagt werden können, was man sich unter diesen beiden semantischen Größen vorzustellen habe, von denen Coseriu sagt, sie seien «völlig verschiedene sprachliche Funktionen»⁹. Sodann: wie kommt man von einer Größe zur anderen, beim Sprechen von der «Bedeutung» zur «Bezeichnung», in der Analyse von den «Bezeichnungen» zur «Bedeutung»? Ferner: wie soll «Bedeutung» frei von jedem «bezeich-

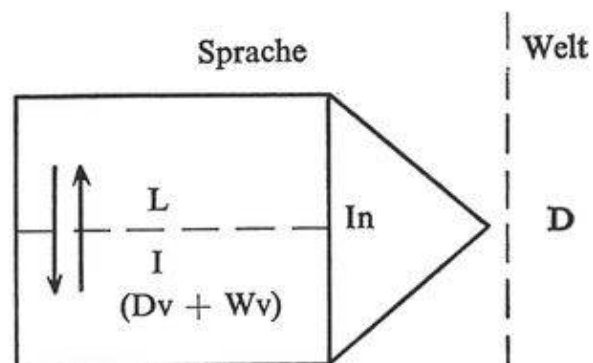
⁸ *Pour une sémantique diachronique structurale*, TLL 2/1 (1964), 148; COSERIU fährt fort: «cela n'empêche pas qu'il soit susceptible d'un traitement structural, du moins dans la mesure où il est structuré.» Man könnte sich kaum vorsichtiger ausdrücken.

⁹ Zitiert bei H. GECKELER, *op. cit.*, p. 83.

nenden» Element gedacht werden? Ist Bedeutung, Signifikat, nicht von vorneherein Bezeichnung? Schließlich: wie soll «Bedeutung», als das rein Sprachliche, klar getrennt werden können von der Kenntnis der Dinge?¹⁰ Bei Coseriu erscheint das Reich der Bedeutungen als der «hortus conclusus» der Strukturen; was sich nicht fügen, wird den «tenebrae exteriores» der Bezeichnungen zugewiesen; deren Reich ist ein ausgedehntes «refugium instructurabilium». Man mag an Hiltys Darlegungen kritisieren, daß er jene Unterscheidung nicht aufgreift, seine Stellung zu ihr nicht klärt; von der Sache selbst her geurteilt, hat er, denke ich, gut daran getan, von ihr abzusehen und den Versuch zu unternehmen, die Signifikate, so wie sie sich aus der konkreten Verwendung abstrahieren lassen, zu «strukturieren». Im übrigen ist es klar, daß die interessante und komplexe, weil vieles berührende, Unterscheidung zwischen «Bezeichnung» und «Bedeutung» nicht in wenigen Bemerkungen diskutiert werden kann. Es sollte hier nur gezeigt werden, daß die Unterscheidung schwierig ist, wenn «Bezeichnung» anderes als das Bezeichnete meint, und daß die Semantik auf sie, als auf etwas Festes und bereits Geklärtes, nicht einfach zurückgreifen kann.

4. Meine eigene Auffassung ist die folgende. Für mich ist das Wort schon im Sprachbesitz auf ein Ding als dessen Name bezogen. Nicht auf ein einzelnes Ding, falls es sich um einen Gattungsnamen handelt, sondern, mit der Logik gesprochen, auf eine «Klasse» einzelner Dinge. Es genügt aber zu sagen, daß Wörter wie *Baum*, *alt*, *schlafen* Dinge wie ... oder Fälle von ... bezeichnen, die – nach einer Anzahl bestimmter in ihnen unterschiedener Merkmale – als *ein* Ding, als Exemplare oder Fälle *eines* Dings erscheinen (was *ein Ding* sei, ist also prinzipiell nicht vorgegeben, sondern einzelsprachlich vermittelt). Ich spreche, so lange ich mich eines Besseren nicht belehren lasse, schlicht von einer «Vorstellung», die die Sprechenden hinsichtlich eines Dings haben. Ersetze ich «conceptus» durch «Vorstellung», so gibt das scholastische «voces [oder verba; die hier enthaltene Schwierigkeit lasse ich beiseite] significant res mediantibus conceptibus» genau meine Auffassung wieder: die Wörter bedeuten, d.h. bezeichnen Dinge mit Hilfe der mit ihnen im Bewußtsein (wo sonst?) «verbundenen» Vorstellungen.

Die Vorstellung ist also gerade nicht das «Signifikat», sondern dasjenige, vermöge dessen ein «Signifikat», nämlich das signifizierte Ding, erst erscheinen kann. Dies läßt sich durch nebenstehende Zeichnung ungefähr veranschaulichen (sie meint das virtuelle Wort des Sprachbesitzes).



¹⁰ Zum Problem des «Übergangs» GECKELER: «Bisher gibt es keine Methode, die den Übergang von den 'Bezeichnungen' zu den 'Bedeutungen' vermittelt» (*op. cit.*, p. 82).

L ist die Lautung, I der mit dieser bewußtseinsmäßig verbundene Inhalt, der die signifizierende Intentionalität (In) des Worts ermöglicht, d.h. das Wort zu einem solchen erst macht. Er enthält erstens eine Dingvorstellung (Dv), die ich mir als *primär visuell*, nicht begrifflich denke (sie kann sich aber dem Begrifflichen nähern und jedenfalls – wenngleich nicht ohne Rest – durch eine bewußte Anstrengung verbe-grifflicht werden, was z. B. die Sprache der Wissenschaft anstrebt; zweitens enthält I – in wechselnder Stärke hervortretend – eine Wortvorstellung (Wv), d.h. eine Vor-stellung von dem betreffenden Wort selbst, ein poetisches, ein ordinäres, ein ver-altetes Wort usw. Die gegenläufigen Pfeile zwischen I und L symbolisieren die Möglichkeit der gegenseitigen bewußtseinsmäßigen Hervorrufung. Überhaupt sind I und L nicht in jeder Hinsicht klar voneinander absetzbar (daher die bloß gestrichelte Linie zwischen ihnen). D symbolisiert die Dinge (nicht *das* Ding!), von denen in I (Dv), im skizzierten Sinn des «Dings wie ...», eine Repräsentation enthalten ist. Die Trennung zwischen Sprache und Welt ist natürlich schwierig, weil die Sprache selbst zur Welt gehört, ganz abgesehen von der vieldiskutierten philosophischen Problematik dieses Begriffs. Der Linguist darf aber wohl in manchem naiver sein als der Philosoph¹¹.

Wenn ich nun in einem «konkreten Sprechereignis» (Bühler) etwa sage: «Die Birke vor dem Fenster meines Arbeitszimmers bewegt sich sacht im Wind», so ordne ich die einzelnen Dinge, von denen hier die Rede ist, bestimmten Wörtern zu, weil sie den mit diesen Wörtern verbundenen Vorstellungen subsumierbar sind. Insofern diese Dinge, so wie sie mir durch meine (bereits sprachlich vermittelte) Wahrnehmung vorliegen, auch den Repräsentationen anderer Wörter subsumierbar wären, hätte ich auch andere Wörter zur Bezeichnung verwenden können: statt *die Birke* hätte ich auch sagen können *der Baum*, nicht aber *das Gebüsch* oder *die Mülltonne*. Die sprachliche Bezeichnung eines faktisch oder fiktiv Vorliegenden verfügt in der Tat über einen gewissen Spielraum. Es ist da eine – wiewohl nur selten bewußt hervor-tretende – Spannung zwischen dem wahrgenommenen zu Bezeichnenden und den mit den sich einstellenden Wörtern verbundenen Vorstellungen. Es kann auch geschehen, daß das vorliegende Ding zu keiner dieser Vorstellungen eigentlich passen mag. Lichtenberg: «Sie haben genieset, gezischt, gehustet und noch zwei Arten von Lärm gemacht, wofür wir im Deutschen keine Wörter haben.»¹² Gern will ich übrigens gestehen, daß der ein wenig diffuse Begriff der «Vorstellung», nicht anders als der des «Begriffs» selbst, seine Schwierigkeiten hat. Nur kann ich bislang nicht sehen, was zweckmäßig an seine Stelle zu setzen wäre. Eine theoretische Konstruktion kann ja auch zu präzise sein, dann nämlich, wenn sie das intendierte Stück Wirklichkeit

¹¹ Cf. hierzu H.-M. GAUGER, *Wort und Sprache, Sprachwissenschaftliche Grundfragen*, Tübingen 1970, p. 45–88.

¹² G. C. LICHTENBERG, *Ausgewählte Werke*, Frankfurt-Wien-Zürich 1970, vol. I, p. 211.

in seiner Breite und Differenziertheit nicht mehr trifft. Gefühl ist, wir wissen es, nicht alles; aber Präzision – oder was man so nennt – auch nicht.

5. Von dieser Konzeption ausgehend, fällt es mir schwer – um nun zur zentralen These Hiltys zu kommen – anzuerkennen, «daß Bedeutung als Semstruktur verstanden und gefaßt werden muß». Ich meine, daß zwar jede Bedeutung so etwas wie Seme enthält, daß sie aber prinzipiell anders *ist* als ein unstrukturiertes Bündel oder eine strukturierte Hierarchie von Semen. Zur Erläuterung dieser These kurz das folgende¹³.

Die bewußtseinsmäßige Repräsentation, die mit einem Wort einhergeht, ist gewiß nichts undurchdringlich Kompaktes; es sind in ihr ohne Zweifel einzelne Elemente, Merkmale, Seme auszumachen. Die Analyse muß sie, auch in ihrem Zusammenhängen und gegenseitigem Sich-Bedingen, sorgfältig und genau herausarbeiten und kann hierin gar nicht weit genug gehen. Sie muß dabei – nach dem differenzierten, aber schließlich noch immer zu groben Modell Karl Bühlers – primär auf Seme der «Darstellung» (Dingvorstellung), dann aber auch auf solche des «Ausdrucks» und des «Appells» (Wortvorstellung) achten, wobei nicht damit gerechnet werden darf, daß die beiden letzteren immer eindeutig von den ersteren absetzbar sind. Es darf auch nicht damit gerechnet werden, daß alle Seme wirklich präzise und vollständig sprachlich umrissen werden können: käme es aber darauf, um diese Seme in eine «Struktur» zu bringen, nicht gerade an? Eine solche Analyse in Seme hat hinsichtlich eines bestimmten Wortinhalts die Aufgabe zu zeigen, welche Elemente an einem außersprachlichen Ding sein müssen, damit es unter jenen Inhalt subsumierbar ist, und welche zusätzlichen situationellen und kontextuellen Bedingungen vorliegen müssen, damit jenes Wort gebraucht werden kann. Allgemeiner: es geht um die Frage, unter welchen präzisen Bedingungen das Wort gebraucht werden kann, d. h. faktisch – mehr oder weniger oft – gebraucht wird.

Hier nun stellt sich der Analyse das schwierige Problem, was denn da eigentlich analysiert wird, der Wortinhalt, also etwas Sprachliches, oder das durch das Wort gemeinte außersprachliche Ding. Konkret: ist zum Beispiel das von Hilty genannte Sem von «Tag» «während welcher sich die Erde einmal um ihre eigene Achse dreht (= 24 Stunden)» das Produkt einer linguistischen oder einer physikalisch-kalendarischen Beobachtung (zuvor hatte Hilty dieses Sem mit dem vorsichtigeren Ausdruck «von konstanter Dauer» bezeichnet)? Offensichtlich muß die (unvermeidliche) Analyse des Außersprachlichen dort haltmachen, wo das außersprachliche Wissen des durchschnittlichen Sprechers aufhört und die präzisierenden und korrigierenden Erweiterungen jenes Wissens durch die einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen,

¹³ Cf. H.-M. GAUGER, *Die Semantik in der Sprachtheorie der transformationellen Grammatik, Linguistische Berichte 1* (1969), p. 11 ss.

auch durch einzelne nicht- oder vorwissenschaftliche Fachsprachen, beginnen. Läßt sich jedoch diese Stelle genau angeben? Was Hilty an «Semstrukturen» aufweist, ist eine in die Form des «arbor porphyriana» der älteren Logik bzw. das Genus/Species-Schema dieser Logik gebrachte Zusammenstellung der Elemente, die zum Wissen des durchschnittlichen Sprechers über die betreffenden Dinge (Tag, Stuhl, Stimmung) gehören, wobei man sich zuweilen fragt, ob dieser Sprechende soviel tatsächlich weiß, zuweilen auch, ob er nicht tatsächlich mehr weiß. In jedem Fall handelt es sich hier um Wissen von Außersprachlichem, das, wie Hilty richtig sieht, zum Wissen von Sprachlichem gerade gehört. Gibt es, im Bereich des lexikalisch Semantischen, überhaupt ein «rein» Sprachliches, wie dies Coseriu anzunehmen scheint? Wie ließe es sich, falls es dies gäbe, herauslösen aus dem übrigen? Kommt zu einer primären Schicht «rein» sprachlicher Inhalte eine von dieser absetzbare sekundäre Schicht von Wissen über die Dinge hinzu, die zugleich sprachlich und außersprachlich ist: sprachlich, weil zur Sprache, zu parole und langue, gehörend; außersprachlich, weil aus Wissen über das Außersprachliche bestehend?

Wie immer dies sei, die Analyse des Wortinhalts in differenzierende Elemente – übrigens ein sehr altes, keineswegs genuin strukturalistisches Verfahren – ist jedenfalls notwendig; sie schließt unvermeidlich Außersprachliches ein, und sie muß, soll das Wörterbuch nicht wirklich zur Enzyklopädie werden (ein Stück weit wird es dies immer sein; selbst Gougenheims «Dictionnaire fondamental» ist dies weithin), irgendwo haltmachen. Da nun aber, in einem konkreten Fall, nicht genau zu ermitteln ist, wo haltgemacht werden muß, ist die Anzahl der Seme prinzipiell nicht abschließbar. Schon von daher verbietet es sich, eine irgend geartete *feste* Struktur von Semen (Strukturen sind immer «fest») zu postulieren. Was der durchschnittliche Sprecher – ein statistisches Konzept – über die Dinge weiß (also etwa dies, daß sich die Erde in 24 Stunden einmal um ihre Achse dreht), ist nur statistisch zu ermitteln und wäre dann gerade, als bloß statistische Größe, strukturell kaum verwertbar.

Nimmt man nun alle gefundenen Seme zusammen, ungeordnet oder geordnet wie immer, so kommt man – dies ist der zweite Teil meiner These – an das Objekt der Analyse, die bewußtseinsmäßige Repräsentation, die Gebrauchsbedingungen, gerade nicht heran, weil dieses Objekt über die in ihm auszumachenden Elemente *überschüssig* ist. Der Inhalt des Worts als etwas primär nicht Begriffliches, vielmehr primär Visualisiertes, ist überschüssig über die Summe oder die Hierarchie der in ihm erkennbaren semantischen Merkmale¹⁴. Alle Seme, in welcher Weise auch immer

¹⁴ Eine starke Stützung erfährt meine These vom primär «visuellen» Charakter der Wortbedeutung durch die Psychoanalyse S. FREUDS, worüber ich in Kürze eine Arbeit vorlegen werde. Cf. auch K. BÜHLERS treffende Bemerkung: «Aspektauflösungen einer Sache sind stets etwas anderes als das Schachtelverfahren ...» (*Sprachtheorie*, Stuttgart² 1965, p. 46).

zusammengenommen, reichen an die umgreifende Einheit des Wortinhalts nicht heran: *das Ganze ist mehr und ist anderes als die Summe seiner Teile*¹⁵.

Geometrische Modelle, Kreise, Dreiecke, Trapeze, Rauten, spielen in der Semantik eine wichtige Rolle und Modelle dieser Art sind als solche gewiß nicht zu verwerfen¹⁶. Immerhin sind sie vielleicht symptomatisch für den inhärenten «mos geometricus» dieser Semantik. Dieser freilich scheint mir nicht die für die Semantik angezeigte Untersuchungsweise zu sein; angebracht und wirklich fruchtbar ist hier nicht, um mit Pascals so bedeutsamer Unterscheidung zu sprechen, der «esprit de géométrie», sondern der «esprit de finesse». Über diesen sagt Pascal unter anderem: «Il faut tout d'un coup voir la chose d'un seul regard, et non par progrès de raisonnement ...»¹⁷ Gerade darum geht es hier. Das Prinzip der Kompositionalität, das Bauklötzchenprinzip, wie ich es einmal ein wenig gehässig nannte, muß hier, wie anderswo, vor allem aber hier, scheitern.

Die Bestimmung der Bedeutung als Semstruktur unterschätzt auch ihre beträchtliche Plastizität, die ihr als Element des Sprachbesitzes zukommt, was sich wiederum durch ihren primär nicht begrifflichen Charakter bedingt. Dieser Plastizität läßt sich nicht durch die Feststellung allein Rechnung tragen, daß durch Situation und Kontext zu einer vorgegebenen Semstruktur bzw. Semstrukturreduktion dies und das noch hinzukomme. Die Plastizität der Wortinhalte hat kaum einer so deutlich gesehen wie Wittgenstein, den man nicht leicht als einen «Mystiker» typisch deutscher Prägung wird ansehen können (dies schließt nicht aus, daß er – auf seine Art – vielleicht doch ein Mystiker war). Er nennt die Begriffe der Sprache solche «mit verschwommenen Rändern» und fährt fort: «Aber ist ein verschwommener Begriff überhaupt ein Begriff? – Ist eine unscharfe Photographie überhaupt ein Bild eines Menschen? Ja, kann man ein unscharfes Bild immer mit Vorteil durch ein scharfes ersetzen? Ist das unscharfe nicht oft gerade das, was wir brauchen?»¹⁸ Hiltys «Bild» von der Bedeutung, das strukturalistische «Bild» von ihr überhaupt, ist in der Tat zu scharf. Auch die Semstrukturreduktionen verlaufen oft nicht in der von Hilty vorausgesetzten Schärfe; in Heines «Wintermärchen» heißt es:

Im traurigen Monat November war's,
Die Tage wurden trüber,
Der Wind riß von den Bäumen das Laub,
Da reist' ich nach Deutschland hinüber.

¹⁵ Cf. E. BLOCH, *Tübinger Einleitung in die Philosophie 2*, Frankfurt 1964, p. 120ss.

¹⁶ Cf. H. HENNE und H. E. WIEGAND, *Geometrische Modelle und das Problem der Bedeutung*, *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 36 (1969), 129–173.

¹⁷ B. PASCAL, *Pensées* (éd. Brunschvicg), Paris (Garnier) 1961, p. 74.

¹⁸ *Philosophische Untersuchungen*, p. 50 (Nr. 71).

An was dachte hier Heine: an 24 Stunden oder an den Zeitraum, «während welchem sich die Sonne über dem Horizont befindet»? Ist diese Disjunktion zu entscheiden? Wäre es nicht pedantisch, sie hier entscheiden zu *wollen*? Die Sprache will die Dinge nun einmal so genau und scharf nicht haben, wie der Strukturalist *wollen* muß, daß sie seien. André Martinet hat einmal lapidar erklärt: «La langue, c'est du ceci ou du cela, du solide»¹⁹. Gerade dies aber gilt keineswegs, was nicht heißt, das Umgekehrte sei ohne weiteres und in jedem Fall richtig.

Selbstverständlich darf sich die Semantik nicht in einer die Ganzheit beschwörenden Gestik erschöpfen. Es *muß* vielmehr analysiert, zergliedert, auseinandergenommen werden, weil rational anders nicht vorgegangen werden kann und weil sorgfältige Analyse, wenn sie sich selbst recht versteht, immer ein beträchtliches Stück weit führt. Diese Analyse muß die Grenze bedenken zwischen dem sprachlichem Wissen über Dinge und dem nicht mehr sprachlichen, d.h. das allgemein Sprachliche transzendierenden Wissen über sie. Sie muß besonders auf diejenigen Bereiche des lexikalisch Semantischen achten, wo der Beitrag des außersprachlichen Wissens geringer, vielleicht fast inexistent ist, wo also ein Inhalt vorwiegend, fast ausschließlich vielleicht, *sprachlich* vermittelt ist. Natürlich wird die Analyse zwischen allgemeineren und spezifischeren Merkmalen unterscheiden. Es scheint mir aber, im Unterschied zu Hilty und anderen, nicht nur nicht notwendig, sondern mißlich zu sein, die ermittelten Seme nach dem Genus/Species-Schema hierarchisch zu ordnen. Warum sollte gerade hier das – schon rein logisch betrachtet – so problematische Schema zur Anwendung kommen?²⁰ Es genügt, daß die Analyse möglichst viele Seme möglichst genau herausarbeitet (auch ich würde dabei, wie Hilty doch wohl auch, das «syntagmatische» Verfahren entschieden für fruchtbarer halten). Die Semantik muß, meine ich, einerseits einfacher, andererseits komplexer werden. Sie muß ihren enormen, aus dem «Geist der Geometrie» heraus konzipierten Apparat, der bei aller Kompliziertheit zur Erfassung des Vorliegenden doch immer zu grob bleibt (Pascal: «les principes nets et grossiers [!] de géométrie»), beträchtlich vereinfachen, und sie muß, im Sinne des «esprit de finesse», der nichts weniger ist als eine Abkehr vom Rationalen, ihr Verfahren beweglicher, offener, komplexer machen: «car les principes sont si déliés et en si grand nombre, qu'il est presque impossible qu'il n'en échappe ... On les voit à peine, on les sent plutôt qu'on ne les voit ...» – man müßte hier das ganze Fragment zitieren.

¹⁹ Interview in *L'Express* (*L'Express va plus loin avec André Martinet, Pourquoi parle-t-on français*), Nr. 924, 24.–30. März 1969, p. 42). Hier findet sich der hübsche, wenngleich nicht zutreffende Vergleich zwischen Sprache und Gangschaltung, Literatur und Gaspedal. Zu «esprit de finesse» und «esprit de géométrie» cf. K. BALDINGER, *Structures et systèmes linguistiques*, TLL 5/1 (1967), 123–139. Auch J. ORR hatte schon auf die Relevanz der Unterscheidung für die Semantik hingewiesen.

²⁰ Cf. W. KAMLAH, P. LORENZEN, *op. cit.*, p. 79.

Es geht also nicht ohne Analyse. Nur muß sich diese, wenngleich im Sinne der «finesse» vollzogen, in ihrem prinzipiell behelfsmäßigen, approximativen Charakter verstehen; sie muß sich selbst in der unausweichlichen Situation des berühmten Hasen sehen, dem der berühmte Igel immer zuvorkommt. Zu rationalem Verhalten gehört ja vor allem, daß der Versuchung widerstanden wird, den Dingen vorschreiben zu wollen, wie sie sein sollen. Die Weigerung, die Dinge zu nehmen, wie sie sind, ist nicht der geringste der Mängel, jener «verderblichen, schleichenden, erblichen», des Strukturalismus.

Ich will gerne zugeben, daß dies alles ein wenig nach «Credo» klingt. Was ich meine, könnte ich nur im Einzelnen und auf breiter empirischer Grundlage zeigen, was hier nicht angeht. Umgekehrt kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß gerade den strukturalistischen Versuchen, besonders im Bereich der Semantik, ein solches – rational nicht greifbares – «Credo», eine Art von trotzigem «eppur si muove», zugrundeliegt.

Von Galilei an führt in der Naturwissenschaft ein ziemlich gerader, unbeirrbar eingehaltener Weg. Ganz anders im Strukturalismus, der sich bekanntlich eben auf die exakten Disziplinen als sein Vorbild beruft. Wiederum gilt dies besonders für die strukturelle Semantik. Trier, Hjelmslev, Pottier, Greimas, Leisi, Coseriu, Prieto, Weinreich, Katz-Fodor, Heger, Lounsbury, Lyons, Hilty usw. usw.: quot homines, tot semanticae! Ist nicht allein diese Vielzahl von jeweils ab ovo beginnenden, sich gegenseitig ignorierenden oder widersprechenden, eigentlich nur durch das, wogegen sie sich richten, gemeinsam gekennzeichneten Anläufen und Ansätzen ein Indiz dafür, daß es an einem Galilei hier fehlt, daß diese Wege «Holzwege» sind, die – mehr oder weniger reizvoll – ein Stück weit führen, dann aber im Dickicht des Konkreten, der Fakten (sit venia verbo), irgendwo enden²¹ ?

6. Greifen wir einige weitere, mehr oder weniger zentrale Punkte der Darlegungen Hiltys heraus.

Der Unterscheidung zwischen den beiden «Ebenen» langue und parole kommt bei Hilty, wie er selbst betont, «eine entscheidende Rolle» zu. Das Mißliche dieser Unterscheidung ist, daß sie einerseits kaum zu umgehen, andererseits (im doppelten Sinn dieses Worts) schwierig ist. Ungeklärt scheint mir, trotz der ausgedehnten, scharfsinnigen Diskussion um diese Dichotomie, nach wie vor zu sein, ob sinn-

²¹ Die Feststellung von P. HERRIOT: «There is no unified approach to semantics among linguists» ist ein beinahe erheiterndes *understatement* (*An introduction to the psychology of language*, London 1970, p. 12), und fast wie Hohn klingt, angesichts nicht nur der Semantik, sondern der Linguistik überhaupt, die Kennzeichnung der Wissenschaft durch Bloomfield, der, wie einige vor ihm und so viele nach ihm, die Sprachuntersuchung wissenschaftlich (und zwar im Sinne von «scientific») machen wollte: «Instead of always starting over again from the beginning, science progresses cumulatively and with acceleration» (*Language*, London 1965, p. 40). Cf. J. LYONS: «No one has yet presented even the outlines of a satisfactory and comprehensive theory of semantics» (*Introduction to theoretical linguistics*, Cambridge 1968, p. 402).

vollerweise jene beiden Begriffe als bloße theoretische Konstruktionen zu nehmen sind oder als etwas realiter Verschiedenes – aber in welcher Weise Verschiedenes? – meinende²². Hilty scheint, wie ich selbst, eher der zweiten, «realistischen» Lösung zuzuneigen²³. Auch hier handelt es sich nicht um eine Unterscheidung, auf die man nur einfach zurückgreifen kann. Unklar bleibt mir übrigens in diesem Zusammenhang bei Hilty der Ort der Sememe: gehören sie auch zur *langue*, oder zu *parole* und *langue* – in verschiedener Weise – zugleich?

Die Frage, ob die lexikalischen Moneme als «Semanteme» oder als «Lexeme» bezeichnet werden, scheint mir doch nicht eine bloß terminologische zu sein, nicht nur weil der Ausdruck «Semantem» nahelegen könnte, «Morpheme» hätten keine Bedeutung. Daß sie eine solche haben, betont Hilty ausdrücklich, aber es zeigt sich, daß er in der Bedeutung der Morpheme eine Bedeutung ganz spezifischer Art erblickt, die er «Funktion» nennt. Was Hilty mit «Substanz» (das durch die Semanteme Ausgedrückte) und «Relation» (das durch die Morpheme Ausgedrückte) unterscheidet, wird mir nicht ganz deutlich, und jedenfalls würde ich bestreiten, daß die semantische Struktur der Morpheme prinzipiell «einheitlich und einfach» sei: gilt dies etwa für die Tempusmorpheme, die Konjunktivmorpheme, die derivationellen Morpheme? Ich kann in dieser Hinsicht einen solch großen oder prinzipiellen Unterschied zwischen Morphemen und Semantemen (Lexemen) nicht erblicken. Bei den letzteren geht es, meine ich, in der Regel um «Zugriffe» aufs Außersprachliche, bei den ersteren eher um internsprachliche Organisation²⁴. Doch gilt dieser Unterschied allenfalls «tendenziell», und für die derivationellen Morpheme gilt er sicherlich weithin nicht. Die Grenze zwischen Lexikon und Grammatik ist fließend; auch hier gibt es kein «du ceci ou du cela».

Die Bestimmung des Worts als «ein selbständig aktualisierbares Monem oder eine nur als Ganzes aktualisierbare Monemverbindung» erscheint mir insofern als ergänzungsbedürftig, als natürlich in den Ableitungen zumindest *eines* der enthaltenen Moneme für sich selbst aktualisierbar ist. Ich selbst würde vom Wort ausgehen, auch wenn es davon keine restlos befriedigende oder gar «formale» Definition gibt, und dann zwischen *undurchsichtigen* Wörtern und *durchsichtigen* unterscheiden, wobei die letzteren in vier formalen Grundtypen auftreten: Wortzusammensetzung (Wort und

²² Cf. die ohne Zweifel nicht bloß ausführlichste und informierteste, sondern auch tiefste Diskussion bei E. COSERIU, *Sistema, norma y habla*, in: *Teoría del lenguaje y lingüística general*, Madrid 1962, p. 11–113, und: *System, Norm und 'Rede'*, in: *Sprache, Strukturen und Funktionen*, Tübingen 1970, p. 193–212.

²³ Cf. H.-M. GAUGER, *Wort und Sprache*, p. 1 ss.

²⁴ In diesem Sinn, meine ich, kommt den Wörtern ein Primat zu: die Intentionalität der Sprache liegt vorab in ihren Wörtern begründet, und gerade in dieser, dem «stare pro aliquo», liegt das «Wesen» der Sprache. Der Fortschritt, den die Bloomfieldianer in dieser Hinsicht gemacht haben, ist groß; cf. R. A. HALL JR.: «Semantics ... forms the bridge between linguistics and the study of the nonlinguistic world, and as such, although on the borderline, forms an integral and essential part of linguistics» (*Introductory Linguistics*, Philadelphia–New York 1964, p. 33).

Wort), Präfixwort (Affix und Wort), Suffixwort (Wort und Affix), Subtraktiv (Wort minus Affix)²⁵.

Interessant ist Hiltys Bestimmung der Wortzusammensetzungen; sie sind für ihn Verbindungen, die «willentlich nur als Ganzes aktualisiert werden»: hier kommt überraschend eine eindeutig psychologische, sogar «introspektive» Kategorie herein: «willentlich». Aber ist nicht auch der Begriff der «Aktualisierung», mit welchem der Übergang von *langue* zu *parole* gefaßt wird, ein psychologischer? Psychologisch ist auch das zu der Komponente «Klangfarbe», die in der «Meinung» enthalten ist oder sein kann, Gesagte: freilich ist es schwierig, sich eine Aktualisierung vorzustellen, bei der auch gerade das Nicht-Aktualisierte, neben oder «hinter» dem Aktualisierten, da wäre; kann etwas nicht da und zugleich doch da sein? Jedenfalls ist dies offensichtlich gedacht und formuliert «in terms of psychology». Der Strukturalismus, sonst durch eine schroffe Zurückweisung des Psychologischen gekennzeichnet (Hilty vertritt ihn freilich in einer erfreulich flexiblen, offenen Form), findet sich hier «psychologistisch» durchlöchert. Es tritt an dieser Stelle ein Zug hervor, der häufig in strukturalistischen Darlegungen erscheint; man könnte ihn als «Kryptopsychologismus» bezeichnen; die rechte Hand weiß da nicht immer, was die linke tut: wenn dies im Bereich des Moralischen empfehlenswert ist, so nicht im Bereich des Intellektuellen. Ich selbst vertrete die These, daß Sprachwissenschaft *eo ipso* «psychologisch» ist, einfach weil ihr Gegenstand ein psychischer ist, was allerdings nicht heißt, daß sie bloß zurückzugreifen hätte auf Psychologie oder auf das, was sich so zu nennen wagt. Der Versuch, in hundert Anläufen stets aufs neue unternommen, die Sprachwissenschaft «autonom» zu machen, darf als definitiv gescheitert betrachtet werden: Sprache ist eben nicht, ebensowenig wie die menschliche Psyche, autonom («*en elle-même et pour elle-même*», wie es heißt in dem berühmten, nicht vom Meister selbst stammenden Schlußsatz des «Cours»). Der «späte» Chomsky, der die von ihm angestrebte Linguistik schlicht «a chapter of human psychology» nennt, hat da etwas gesehen²⁶.

Was die von Hilty vertretene «Außereinzelsprachlichkeit» der Seme angeht, so würde ich hier unterscheiden. Als metasprachliche Prädikatoren sind die Seme zweifellos «außereinzelsprachlich», d.h. ihre Konzipierung und Formulierung ist nicht an eine bestimmte historische Sprache, sondern nur an Sprachliches überhaupt gebunden. Insofern die Seme jedoch als etwas in den Semantemsignifikaten Vorkommendes, als Konstituenten dieser Signifikate, betrachtet werden (und das müssen sie doch; oder?) kann ich sie mir anders als einzelsprachlich nicht denken; einfach weil prinzipiell alles Sprachliche nur als Einzelsprachliches existiert, denn es gibt

²⁵ Hierüber und über die «Leistungen» der durchsichtigen Wörter: H.-M. GAUGER, *Durchsichtige Wörter, Zur Theorie der Wortbildung*, Heidelberg 1971.

²⁶ N. CHOMSKY, *Language and Mind*, New York usw. 1968, p. 59 (cf. p. 1 und 24). Zur Kritik an CHOMSKY, gerade vom Psychologischen her, cf. P. HERRIOT, *op. cit.*, p. 56–78.

ja nicht «die» Sprache: es gibt nur einzelne Sprachen, die dann freilich gemeinsame Züge aufweisen können. Was Hilty, im Anschluß an Wiegand, zu Onomasiologie und Semasiologie ausführt, findet meine volle Zustimmung: es handelt sich hier gewiß, ganz unabhängig vom Strukturalismus, um einen stark vernachlässigten Aspekt.

Die Inhaltsanalyse in kleinste unterscheidende Züge beruft sich, was bei Hilty nicht so explizit hervortritt, aber doch auch da ist, auf das Vorbild der Phonologie, wobei der Gedanke im Hintergrund steht: was dort ging, muß doch auch hier irgendwie gehen. Hilty sagt von der Analyse des Signifikanten in Phoneme, der Phoneme in PHEME sie sei «bekannt und anerkannt»; das letztere läßt sich jedoch nach der generativen Phonologie so uneingeschränkt nicht mehr sagen: auch auf diesem Feld herrscht alles andere als Einigkeit in den Grundbegriffen. Doch wie dem sei, was wird bei der Anlehnung der Semantik an die Phonologie eigentlich analogisiert: entsprechen die Seme den Phonemen oder den PHEMEN? Eine Analogisierung von Seme und Phonemen scheidet doch wohl a limine aus. Sind die Seme die Phoneme, das Alphabet des Semantischen? Kann man also durch richtige Komposition der richtigen Seme die Inhalte konstruieren? Zwischen Phonemen und Semen besteht ein beträchtlicher Unterschied: Phoneme sind lineare Einheiten und erscheinen somit sukzessiv in der sonoren Kette. Daher sind sie, durch Kommutation, vergleichsweise leicht zu identifizieren (*pierre/bière* usw.); faktisch handelt es sich hier, wie ich glaube, bloß um eine Explizierung eines intuitiv zuvor schon Gegebenen: offensichtlich gibt es so etwas wie ein «Phonembewußtsein». Seme hingegen sind nicht linear, sie erscheinen – im Semem – «simultan» an einem durch ein oder mehrere Phoneme markierten «Punkt» der Kette. In dieser Hinsicht gleichen die Seme den PHEMEN, die «simultan» das Phonem konstituieren. Auf dieser Analogie basiert zum Beispiel die semantische Theorie von Coseriu, der, aus seiner Sicht, die Analogien und Unterschiede zwischen Lexematischem und Phonematischem zusammengestellt hat²⁷. In beiden Fällen haben wir «distinktive Oppositionen», und im Blick darauf sagt Coseriu: «la situation dans le domaine du lexique est parfaitement analogue à celle du domaine de la phonologie»²⁸. Durch folgende instruktive Gegenüberstellung verdeutlicht er die von ihm postulierte Analogie:

	sourd	sonore		vieux	non-vieux
bilabial	p	b	pour personnes	senex	iuvenis
dental	t	d	pour animaux	vetulus	novellus
vélaire	k	g	pour choses	vetus	novus

²⁷ Cf. E. COSERIU, *Pour une sémantique diachronique structurale*, op. cit., p. 150–155, und die Hinweise bei H. GECKELER, op. cit., p. 194–199.

²⁸ E. COSERIU, op. cit., p. 151.

Bestehen bleibt jedoch die bemerkenswerte *Asymmetrie*: beim Unterschreiten des Zeichenminimums kommt es auf der «Ebene» des Signifikanten zu zwei Einheiten, einer linearen und einer nicht mehr linearen, auf der Inhaltsebene kommt es nur zu einer, bereits nicht mehr linearen. Ein außerordentlicher Unterschied zwischen Semen und Phemen besteht darin, daß die Seme ungleich schwerer zu fassen und sprachlich zu formulieren sind als die PHEME, die vom Artikulatorischen und/oder Akustischen her vergleichsweise leicht greifbar sind und bei denen ja oft nur die Alternative anwesend/abwesend vorliegt: stimmlos ist in der Tat nur eben nichtstimmhaft und umgekehrt; dagegen ist «jung» nicht eben bloß «nicht-alt», und «alt» nicht eben bloß «nicht-jung». Sodann muß der exorbitante quantitative Unterschied hier doch auch ins Qualitative umschlagen: PHEME bauen nur einige Dutzend Einheiten auf, Seme viele Tausende. Schließlich geht es bei den Phemen, da sie nicht intentional sind, um rein Innersprachliches; bei den Semen jedoch, die, obgleich keine Zeichen (da ihnen ein Signifikant fehlt), doch mit den Zeichen den intentionalen Charakter teilen, geht es unausgesetzt und kaum entwirrbar um Inner- und Außersprachliches zugleich. Hier liegt, meine ich und komme damit auf Gesagtes zurück, einer der Hauptgründe für das Scheitern *jeder* strukturellen Semantik.

Dass Versuche wie derjenige HILTYs immer wieder angestellt werden, ist zu begrüßen, insbesondere wenn sie, was man nicht immer sagen kann, in solch offener, diskussionsfreudiger und gedanklich unabhängiger Weise wie in diesem Fall unternommen werden. Nicht nur daß eine bestimmte Betrachtungsweise tatsächlich zum Ziel führt, sondern auch daß sie tatsächlich *nicht* zum Ziel führt, kann letztlich nur auf diesem Weg überzeugend gezeigt werden; stets muß gelten: «*placet experiri*». Schließlich hat auch ein negatives Ergebnis gerade in unserer Disziplin oft einen bedeutsamen positiven Erkenntniswert. Edward SAPIR, einer der «gründenden Väter» des Strukturalismus, dessen Stimme im großen, dissonanten Chor dann leider ziemlich unterging, hat es ebenso schlicht wie treffend gesagt: «There is perhaps no better way to learn the essential nature of speech than to realize what it is not and what it does not do.²⁹» Wüßten wir zum Beispiel heute so genau, daß, was man «Lautgesetze» nannte und nennt, nicht «Naturgesetze» sind, wenn nicht längere Zeit hindurch, implizit und explizit, eben dies vorausgesetzt worden wäre? Was wir mit «Lautgesetz» positiv meinen, wissen wir mit letzter Sicherheit noch immer nicht; daß wir aber eine Gesetzmäßigkeit im Sinne der Naturwissenschaft *nicht* meinen, dies wissen wir.

Freiburg i. Br.

Hans-Martin Gauger

²⁹ E. SAPIR, *Language, An introduction to the study of speech*, New York 1949 (erstmalig 1921), p. 219.